



Nr. 7.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1925.

Es war einmal.

(Zur Laute.)

Es war einmal ein bunter Klang
In meinem Leben drin,
Ein silberheller, feiner Sang
Und immerfroher Sinn.

Und immer sonnig war der Wald
Und schieres Gold das Moor,
Und war ein Tag auch noch so kalt,
Er kam uns sonnig vor.

Und jeder Tag, von früh bis spät
Erschien uns wie ein Lied,
Ein Lied, das nachts in Träumen weht
Und tags zum Wandern zieht.

Es war einmal ein bunter Klang
In meinem Leben drin,
Doch den vergaß mein Herz schon lang,
Denn der ist ewig hin.

Eben Eigen.

Ein Fund im Mulsumer Moor vor hundert Jahren.

Von Dr. Böhmman.

(Nachdruck verboten.)

Im Mai des Jahres 1823 wurde im Mulsumer Moor in der Vogtei Dorum im Lande Wursten ein Altertumsfund gemacht, über den eine ausführliche zeitgenössische Beschreibung vorliegt. Es mag für die lebende Generation von Interesse sein, daraus zu erfahren, welche Schätze dieser Art der heimatische Boden einst barg und vielleicht auch jetzt noch enthält. Der vorliegende alte Bericht, der nur ganz auszugsweise hier wiedergegeben werden kann, bringt eine Reihe teils recht kühner Hypothesen über die mögliche Herkunft des Fundes, die gleichfalls ganz kurz angegeben werden mögen als interessanter Beweis, wie in vergangenen Tagen bei der Beurteilung derartiger Dinge Wissenschaft und Phantasie neben- und durcheinander wirkten.

Also am 30. Mai 1823 war es, als mehrere Arbeitsleute beim Torfgraben im Mulsumer Moore in dem unmittelbar unter dem abgestochenen Soden befindlichen Sande auf etwas Blinkendes stießen, das bei näherer Betrachtung sich als Teil eines goldenen Geschmeides erwies. Bei dem entstehenden Streite der Leute um den Besitz des Schatzes zerbrach der Gegenstand in mehrere Teile. Weitere sofort angestellte Nachgrabungen brachten noch fünf zerstreut liegende Goldmünzen zutage. Die Gegenstände wurden am nächsten Tage von der Behörde in Dorum in Besitz genommen. — Die vernünftigerweise gleich vorgenommene genaue Ortsfeststellung ergab, daß die Fundstelle auf der Oberfläche eines etwa 7 bis 8 Fuß hohen, rings von niedrigem Torfmoor umgebenen kleinen Hügels sich befand, die eine fast kreisförmige platte Fläche von etwa 30 Schritt im Durchmesser darstellte. Die Stelle lag in einer Entfernung von ungefähr drei Viertelstunden von dem nächsten Dorfe Sievern im Amte Bederkesa. Südlich von diesem Hügel, in einem Abstand von ungefähr 1000 Schritt, liegt die sogen. Heidenstadt und westlich etwa 4000 Schritt weit die sogen. Pipinsburg.

Von der sehr umständlichen, mehrere Seiten füllenden Be-

schreibung des Fundes wollen wir hier nur ganz kurz einiges wiedergeben. Das Geschmeide bestand aus 24 karätigem Golde und war $7\frac{1}{4}$ Lot schwer. Es hatte offenbar als Halschmuck gedient, da man zwei gleiche Hälften, die durch zwei am Ende befindliche goldene Schieber und zwei Ketten verbunden und zu einem Ringe vereinigt werden konnten. Auf der einen Seite des Ringes fand man halbmond- bzw. hufeisenförmige Figuren. — Die fünf Goldmünzen waren jede mit einem goldenen Henkel versehen und zeigten Umschriften und Gepräge, in dem menschliche Figuren, aufrecht stehend bzw. in Brustbild, zu erkennen waren.

Unser alter Gewährsmann versuchte nun in langen gelehrten Ausführungen den Fund zu deuten. Die Münzen wurden wohl richtig als Teile bzw. Anhänger des als Halschmuck angesehenen Kleinods betrachtet. Von den Inschriften der Münzen waren mit einiger Sicherheit nur die Namen Valentinus, Anastasius und Leo zu entziffern, die jedoch keine genauere zeitliche Festlegung ermöglichten, da mehrere Kaiser zu verschiedenen Zeiten diese Namen führten. Immerhin wurde wohl zutreffend geschlossen, daß die Entstehungszeit dieser Münzen, die nicht als kursierendes Geld, sondern als Medaillen oder Schaustücke geprägt zu sein schienen, in der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends christlicher Zeitrechnung zu suchen sein mußte. — Die Reihe der angenommenen und eingehend erörterten Möglichkeiten wird eröffnet mit der Annahme, daß die Fundstätte ein alter sächsischer Grabhügel, in dem die Asche eines Vornehmen beigesetzt war, gewesen und daß die nach sächsischer Sitte mit ins Grab gegebenen Schmuckstücke erbeutetes oder auch in kaiserlichen Kriegsdiensten als Auszeichnung erhaltenes Eigentum des Kriegers waren. Urne und Asche mögen oberflächlicher als der Schmuck gelegen haben und deshalb längst verschwunden gewesen sein, als man das Gold entdeckte. Oder ein normanischer oder fränkischer Großer, deren Scharen nachweisbar in dieser Gegend wiederholt gewesen, ist hier mit diesem Schmuck bestattet worden. Dann aber wird unser alter gelehrter Herr phantasievoll, wenn er an die Möglichkeit eines zufälligen Verlustes an dieser Stelle von seiten eines auf der Flucht dort rastenden vornehmen fremdländischen Kriegers oder an Vergraben durch einen normanischen Seeräuber oder auch einen ganz gewöhnlichen Straßenräuber und Dieb denken zu müssen glaubt.

Mag dieser vor mehr als hundert Jahren in unseren Mooren gefundene fremdländische Schmuck einem tapferen Sachsen, der Rom oder Byzanz diente, oder einem fränkischen Anführer, mag er einem normanischen Piraten oder einem ganz gewöhnlichen Banditen einst gehört haben, er schien jedenfalls zu beweisen (was allerdings heute derartigen Beweises nicht mehr bedarf), daß unsere hoch im Norden Deutschlands gelegene Heimat schon in den entferntesten Anfangszeiten vaterländischer Geschichte von fremden Völkern besucht oder doch Gemeinschaft und Verkehr mit solchen gehabt hat.

Monfowe — Monfultenburg.

Von Professor Dr. R. Stuhl.

(Nachdruck verboten.)

Im Süden der Straße, die von Bremerhaven über Beverstedt nach Zeven führt, liegt (eine Gehstunde von Beverstedt entfernt), auf einer ziemlich steil aus dem sumpfigen Ufergelände der Lüneburger Heide sich erhebenden Anhöhe im Walde versteckt die sogenannte Monfultenburg. Ein System von einem halben Duzend tief ausgehobener Gräben und etwa 3 Meter hoher Wällen wehrt den Zugang von Norden her. Vor sieben Jahrhunderten hieß das

festes Haus, von dem längst kein Stein mehr auf dem anderen ruht, auf dem Berge Monsowe (Munzow) W. v. Hohenberg („Diözesen Bremen“) hat dasselbe als den alten Burgplatz Monsees oder Monseken nachgewiesen. 1212 haben die Osterstedinger in ihrer Fehde mit dem Erzbischof von Bremen die Feste zerstört. Nach Schuchard stammt die Burg aus der Zeit der fortschreitenden fürstbischöflichen Landeshoheit, war also eine Zweigburg am Rande des Landes der Osterstedinger.

Der alte Name der Burg führt aber noch weiter in die urgermanische Zeit zurück. Man hat ihn nicht mehr verstanden, da er in seiner Bildung in den Landen w. der Elbe ziemlich variiert steht. In Ostelbien dagegen ist die Zahl der auf -owe, -ow endigenden Orts- und ursprünglichen Personennamen überaus groß. (Vgl. Namen wie Quikow, Vithow, Bülow, Stechow, Nehow usw.) Ursprünglich wurde der Auslaut in diesen Namen gesprochen und wechselt in den Urkunden die Schreibung der Endsilbe -ow mit -owe, -awe, -abe, in der Verkleinerungsform -öbel. Vgl. Quikow, urkundlich: Quikowe, Quikawe, ferner Quiköbel.

Ziemlich allgemein hält man diese Endsilbe für slawisch, mit Unrecht! Owe oder Owwe, Abbe, auch Auo ist eine in der Rinder Sprache vieler deutscher Mundarten auch heute noch nicht vergessene Benennung des Vaters, bzw. des Großvaters, die dem got. Aba, Mann, lat. avus, Großvater entspricht. Mit „Obbe unser“ beginnt das holsteinische Vaterunser. „Min Obbe solt mi noch de Hann“, heißt es in dem herrlichen Gebichte: „Min Moder sprak“ von Klaus Groth. Aue ist als Familienname in der Gegend von Quikow, Quiköbel bekannt. Im Mitnordischen entspricht Ase, Awi = Vater. Es war also Monsowe von Haus aus ein Personennamen so gut wie Vithow, Bülow, Bredow u. a.

Nun macht auch der bestimmende Wortteil in dem Namen der Burg Monsowe keine Schwierigkeiten mehr. Mon ist die altfriesische Form für das nhd. Mann. Vgl. Talemont, Benennung eines altfriesischen richterlichen Beamten. Mann, altdeutsch: Man, aber war ursprünglich ein Mehrheitsbegriff, der sich in dem unbestimmten Fürwort: man = die Leute (vgl. man sagt = die Leute sagen) bis heute erhalten hat. Die „Sifrites man“ heißen die Mannen Siegfrieds im Nibelungenlied.

Monsowe ist demnach der Titel des Gefolgsherren gewesen, den seine Mannen („Mon“), seine Gefolgsleute ihren „Owwe“ (Vater) nannten, der sie ernährte.

Ein mit Monsowe gleichbedeutender Titel ist der in Hannover 16mal vorkommende Ortsname Ovelgönne. Ovel ist die Schmeichelform zu Owe (Owwe). Vgl. Quikow — Quiköbel. Göne = mhd. Künne ist die Sippe, Großfamilie. Die Stellung der Wortglieder vergleicht sich ähnlichen Wortbildungen wie: Rateler = Eichlater, Echhornchen. Mann aber = de Mannen verbirgt sich auch in vielen anderen Ortsnamen wie: Mansfeld, Mannsbach, Mannstedt, Mannsdorf, Monsheim, Monsweiler, Mannheim usw.

Es war also Monsowe nach Ausweis des Namens eine altfriesische Volksburg, die dann von den gegen die Elbe vordringenden Franken und unter deren Schutz von dem Bremer Erzbischof in Besitz genommen wurde. Die Franken mögen sie auch weiter ausgebaut, das „feste Haus“ auf den Berg erbaut haben. Von ihnen stammt auch die Wassermühle („Stemmermühle“) in der Nähe, wie man auch in Franken bei jedem fränkischen Kastell eine Wassermühle findet. So liegt eine solche auch bei dem fränkischen Kastell Hühbeck a. d. Elbe, wo Karl der Frankenkönig und vermutlich bereits Drusus die Elbe erreichte.

Aus der Geschichte Osterstades.

Von Lehrer Meyer (Steden).

(Nachdruck verboten.)

Der Name Osterstade hängt wahrscheinlich mit dem Namen „Stäe“ Wohnplatz zusammen, den die ersten Bewohner auf Wurthen gefunden haben werden, und hießen danach „Stäer“, „Stöwer“, „Städinger“, das bedeutet also Ansässige. Die östlich des Weserstroms liegende Gegend ward daher Osterstädingen oder Osterstade und ihre Bewohner Osterstädinger genannt. Um Mitte des 13. Jahrhunderts wird die Gegend mit „Osterstotte“ bezeichnet.

Der römische Geschichtsschreiber Plinius berichtet schon von dieser Gegend. Er spricht von einem Meerbusen, in welchem sich Inseln und Sandbänke mit Wurthen und Büten darauf befanden. Zur Römerzeit ist also Osterstade erst recht spärlich bewohnt gewesen. Die ältesten Bewohner sollen friesischer Abstammung gewesen sein, deren liebste Beschäftigung Seeraub und Fischerei war. Das friesische Blut verlor sich mehr und mehr nach den Stebingerkämpfen, in denen der Erzbischof Gerhard II. von Bremen viele Tapfere des Landes mit seinem gewaltigen Heere erschlug. Um 1233 hatte der Erzbischof einen Kreuzzug gegen die Bewohner Osterstades predigen lassen, da dies selbstbewusste, freiheitsliebende Volk sich seinem Willen nicht beugen wollte. Unzählige Kreuzfahrer zu Schiffe und zu Lande drangen in das kleine Marschland ein, raubten und verwüsteten es mit Feuer und Schwert. Fast 500 wurden erschlagen. Nachdem das Land öde geworden war, wurde es nach und nach von Niederländern wieder besiedelt.

Die Geschichte Osterstades berichtet uns manches von verloren gegangenen Landstrichen und untergegangenen Dör-

fern. Noch im 12. Jahrhundert hatte die Weser westlich ihrer jetzigen Mündung drei andere Mündungsarme. Diese sind im Laufe der Zeit abgeändert worden, wodurch der Strom nach Osten gedrängt wurde und an diesem Ufer starke Abbröckelungen verursachte. Die Weser, die in alter Zeit uns das wertvolle Land schenkte, hat auch einen großen Teil davon wieder verschlungen. Das osterstädische Ufer hat der Strom von Jahr zu Jahr stark mitgenommen, so daß man heute sagen kann, er fließt fast ganz auf Osterstader Grund und Boden. Von Rechtebe bis zum Lande Währden sollen im Laufe der Jahrhunderte mehr denn 1000 Jüde Land verloren gegangen sein.

Die drei westl. Wesermündungsarme waren die Liene, die sich unterhalb Elsfleth bei dem jetzigen Dorfe Liene abzweigte und in den Jadebusen strömte, das Loefleth (böses Loch) und die Deete. Das Loefleth zweigte sich bei Brate ab und floß wie gleichfalls auch die Deete in den Jadebusen. Die Abdämmung des Loeflethes 1531 wurde für Osterstade am verhängnisvollsten. Dadurch gingen etwa 15 Jahre später das osterstädische Dorf Crennesse, bald danach Mligwerfen und Nigelande verloren. Das dicht bei Sandstedt gelegene Dorf Buttl, das nicht mit dem jetzt noch bestehenden Orte Büttel zu verwechseln ist, mußte vollständig ausgebeißt und den Fluten preisgegeben werden.

Diese vier untergegangenen Dörfer lagen zwischen Sandstedt und Debedorf. Westlich von Rechtenfleth lag Nigelande und etwas nördlich davon Mligwerfen, westlich vom heutigen Neuenlande Crennesse. Alle vier untergegangenen Ortschaften werden in Urkunden aus dem Jahre 1100 erwähnt. Außerdem sprechen diese Urkunden von einem Ort Brechhusen, der auch nicht mehr vorhanden ist. Der östliche Teil der Rechtenflether Feldmark heißt noch heute Brechhusen. Hier wird das vormalige Dorf gestanden haben. Die Weser hat es nicht verschlungen, sondern es muß von Menschen weggebrochen sein, und die Häuser sind wahrscheinlich in Rechtenfleth wieder aufgebaut worden.

Ein Teil der Sandstedter Feldmark wird noch heute als Buttl, Helme bezeichnet. Buttl soll ein großes Dorf gewesen sein, das zum Teil mit Sandstedt vereinigt war. In Sandstedt befinden sich die früheren Gerechtsame von Buttl.

Von dem verschwundenen Dorfe Mligwerfen schreibt Renner in seiner plattdeutschen Bremer Chronik folgendes:

„Düsser tidt (1546), as de Wesser je lengt je mehr inbrad in Osterstade, wurd dat Dorp Ellingewerwe, twischen rechtefleth und Debedorpe belegen, tho nichle. De lüde mosten upbrecken, untogen wedder tho wahren, woher ein iber enstamen konde. Ande de Dyl word ingeleget, also dat nu de wöste Dorpstede buten Dykes is.“

Crennesse ging wohl mit Mligwerfen zusammen unter. Visebeck sagt: Nefse, Näs bedeutet ein Vorgebirge. Hier ist aber wohl nur ein halbinselartiger Landvorsprung in die Weser gemeint. Um 1100 gab es zwei Nefse, Lindenesse auf der West- und Crennesse an der Weser. Nachdem letzteres von der Weser verschlungen war, behielt Lindenesse nur noch den abgekürzten Namen Nefse.

Dörfer der Osterstader Marsch, die noch jetzt vorhanden sind, hatten auch von den Fluten der Weser großen Schaden. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts mußte, durch die Weser bedrängt, Sandstedt seine Kirche verlegen und einen Teil des Dorfes wegbrechen. Das jetzige Dorf Neuenlande wurde gezwungen, seinen der Sage nach in der Nähe von Indiel gelegenen Platz aufzugeben. Anfang des 18. Jahrhunderts mußte man sogar noch 23 Häuser in Rechtenfleth ausdeichen und der Weser überlassen.

Heutzutage haben die Bewohner Osterstades nicht viel zu befürchten. Dem Abbröckeln des Ufers ist man durch Anlagen von starken Eschlenen entgegengetreten. Mit diesen Arbeiten wurde zuerst etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts begonnen. Unwichtige Abbröckelungen kommen freilich noch immer vor.

Freibenter im Freiburger Hafen.

Nach Altentüden erzählt von J. J. Cordes.

(Nachdruck verboten.)

II.

Jetzt wußte Matthias, daß bei dem alle Müß' vergebens war. Ohne Blick und Gruß wandte er sich zum Gehen. Er hätte ja auch kein aufrechter, trotziger hamburgischer Fahrersmann sein müssen!

Und nun zu den Islanbfahrern da draußen auf dem Strome; das war sein nächster Gedanke. Peter Jacobsen sollte und mußte Hilfe werden. Mit kräftigen Ruderschlägen ging's hinaus. Sein „Dhoi“ holte die Mäcker an den Schiffsrund und eine schnell hinabgeworfene Strickleiter brachte ihn an Bord.

„Freibenter?“ — „Alle Wetter noch mal!“ Das schlug ein wie der Blitz ins Dellager. Da gab's je prachtvolle Arbeit für ehrliche und derbe Matrosenfäuste. Wer hatte nicht schon einen Seeräuber hinterm Deck gehabt und ein Rißeln am Galle verspürt und sich schon am Strick an den Raaen gesehen, wenn so ein beutehungriger Seehai mit gierig geblähten Segeln hinter ihm leuchtend die See durchfurchte?! Da wollte keiner zurückbleiben. Gleich sofort haumeln sollten sie alle miteinander, aber sein ausgerichtet, diese Rasselbände, diese Hunde, diese...! Der Kapitän

hatte Mühe genug, den Maaten verständlich zu machen, daß man nicht gleich mit der Faust dreinschlagen dürfe, sondern zunächst die Sachlage genau prüfen müsse.

Mit Striden und Tauen wohl versehen, stießen die Boote in die Flut. Zum Vogt.

Das traf sich gut. Johann Bruin, der Führer des Kaperschiffes, war auch gerade dort.

Bedächtig, und jedes Wort abwägend, begann der Führer der Hamburger Schar: „Herr Vogt, uns wird sichere Kunde, daß im Hafen ein Freibeuter liegt. Im Namen des Ehrbaren Rats von Hamburg bitten wir euch, fordert das geraubte Schiff zurück.“

Bevor aber noch der Vogt erwidern konnte, rief Jan Bruin höhnisch lachend: „Sahaha, ihr Hamburger seid ein lustig Volk. Mißt euch in Angelegenheiten, die euch gar nichts angehen. Aber — wenn ihr denn schon so neugierig seid, so will ich dem Vogt — nicht euch — „ihr Ehrbaren Herren“, meine Bestallung übergeben. Den Spaniern liehen wir unsern Arm, und jedes holländische Schiff auf See und im Hafen zu kapern ist uns zur Pflicht gemacht.“ Ohne auf das Schriftstück niederzublicken, legte es der Vogt auf den Tisch. „So ist's,“ bestätigte er. „Der Erzbischof wird es nicht dulden, daß ihr Hand an Schiff und Volk leget, die unter seinem Schirm stehen. Seine mächtige Hand würde an Hamburgs Bürgern zu sühen wissen, was ihr etwa aus Unbedachtsamkeit freveln solltet.“

„Unbedacht, Herr Vogt, wir sind geschworene Bürger unserer Stadt und sind durch Eid und Handschlag verpflichtet, für Freiheit und Ordnung auf dem Elbströme zu sorgen. Anno 1468 gab uns Kaiser Friedrich Brief und Siegel, daß Uebeltäter, Räuber und Störenfriede unseres Handels in unsern und fremden Gewässern durch uns zu richten und strafen sind. Wie es mit Störtebeckern und Goedeke Wilhelm und anderen geschehen — und so wird's diesmal geschehen, Herr Vogt. Verlaßt euch drauf!“

Damit gingen die Hamburger steif zur Tür hinaus. Nicht, ohne Jan Bruin einen grimmigen Blick hingeworfen zu haben; der bei diesen mit Nachdruck gesprochenen Worten recht klein geworden war. —

Abends 10 Uhr.

Der Sturm hatte sich gebrochen. Hin und wieder sah der Mond durchs dunkle Gewölk. Da glitten 5 bemannte Boote über die Wellen. Aus dem Schiffsrumpf des Kapers klang dumpf das Gebrüll betrunkenen Menschen.

Da klapperten die Hamburger aufs Schiff und stiegen die Treppe hinab. Beim Schein der trüb brennenden Dellempfe fierten ihnen verglaste Augen und verzerrte Gesichter entgegen. Wild flammte die Wut der Ueberrumpelten auf. Es blitzten die Messer; aber die immer zahlreicher eindringenden Gegner und das Getrappel auf Deck überzeugten sie, daß Widerstand vergeblich wäre. Sie vertrauten auch der Schlaubeit ihres Führers, der sich mit fünf Kameraden an Land befand und die mit des Vogts Hilfe Rettung bringen würden.

Jetzt schlossen sich die Lutten über ihren Häuptern. Inzwischen war auch Matthias mit der Axt zur Stelle. Ein paar kraftvolle Schläge — und Peter Jacobsen konnte mit dankbarem Blick hinausschauen in die monderleuchtete Nacht. Freiheit — Rettung! Da gab's nicht viel Worte. Einen Augenblick standen die beiden wettergebräunten Männer Hand in Hand, nur eine Träne perlte über des Holländers faltige Waden in den grauen Bart.

„Matthias!“

„Laß das,“ sprach der, „für dies Mal seid ihr dem Maule der Gaie glücklich entglitten. Und nun kommt und stärkt euch bei mir an dem, was ich habe.“

Am anderen Morgen in aller Frühe konnte ein von See kommender Rutter angehalten werden, der unter Aufsicht eines Steuermanns zwei gefesselte Seeräuber zur Vernehmung nach Hamburg brachte.

Schon am nächsten Tage waren Bevollmächtigte des Staates zur Stelle, die die Ueberführung auch der übrigen Räuber und ihrer Schiffe nach Hamburg anordnete. Auf dem Grasbrook, im Angesicht des freien Stromes, fielen die Häupter der Schuldigen unter den Streichen des Henkers.

Matthias Wulf und Peter Jacobsen aber lüfteten die Anker und fuhren in See, von Herzen froh, ihre Straße von diesem Gesindel gereinigt zu haben.

Jedoch was in der Stunde der Befreiung Peter Jacobsen nicht vermochte, Dank zu bezeugen für die Rettung aus höchster Not, das holte er nach durch den Rat von Amsterdam, dem er getreulich alles berichtete, was ihm auf der Elbe begegnet.

Matthias segelte von Frankreich nach Holland zurück, um dort zu frachten. Schon am nächsten Morgen überbrachte ein Bote des Rates von Amsterdam ein versiegeltes Schreiben, in dem standen ehrenvolle und warme Worte der Anerkennung dafür, daß er einem Bürger ihrer Stadt Leben und Eigentum gerettet und weil er zugleich der christlichen Seefahrt einen hohen Dienst erwiesen hätte.

„So'n Narrentrom,“ knurrte Matthias vor sich hin, als er das Schriftstück gelesen hatte. Aber ein glückliches Lächeln umspielte seine wetterharten Züge, als er es sorgfältig in einer Tasche seines Gewandes verbarg, und Eingeweihte wollten wissen, daß er nach seiner Heimkehr in seine Vaterstadt seinem ältesten Sohne das Dankschreiben in feierlichen Worten mit der Weisung übergeben hätte, es allezeit als ein kostbares, glückbringendes Andenken an Bord seines Schiffes zu bewahren.

Stellvertretungs-Kontrakt.

Mitgeteilt von G. Schneider.

(Nachdruck verboten.)

Das Heerwesen hat bekanntlich im Laufe der Zeiten große Wandlungen durchgemacht. Aus dem Volksherr der Germanen entstand das Solonerheer des Mittelalters. Ihm folgte das stehende Heer der Preußenkönige. Noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts konnte sich eine Einrichtung halten, die in mancher Beziehung an mittelalterliche Zustände erinnert. Es war dem Militärpflichtigen durch besondere Verfügungen ermöglicht, einen anderen gegen entsprechende Bezahlung für sich dienen zu lassen, wenn es die Militärbehörde genehmigte. Der Stellvertreter mußte aber eine Person sein, die ihrer Dienstpflicht voll und ganz genügt hatte. Im nachfolgenden Kontrakt ist zu sehen, wie noch zur hannoverschen Zeit solche Stellvertretungs-Kontrakte aufgestellt und genehmigt wurden.

Die Stellvertretungsmöglichkeit hatte neben Nachteilen moralischer Natur auch bedeutende Vorteile für den Einzelnen. So erzählte mir ein alter Einwohner mehrere Fälle aus seiner Verwandtschaft, in denen eine solche Vertretung beim Militär das schnellere Fortkommen und das Glück der betreffenden Personen bedingte. Mancher wurde aus seiner Ausbildung oder Berufstätigkeit zum aktiven Dienst berufen. Der Zeitverlust war nicht einzuholen. Durch einen bezahlten Stellvertreter konnte man sich vor dieser unliebsamen Unterbrechung schützen.

*

Zwischen uns den Unterzeichneten, als:

1. dem Hausmann Otto Börger aus Neuenlande, Amts Hagen und
2. dem in Königl. Garde-Regimente zu Hannover dienenden Corporal 1. Klasse Christoph Maack, aus Geseburg, Amts Harburg ist folgendes vereinbart und vollzogen worden:

§ 1.

Der vorerwähnte Maack übernimmt für den Militärpflichtigen Joh. G. Jakob Börger aus Neuenlande, Amts Hagen, der diesjährigen Einstellung des siebenjährigen und fernere Dienstzeit und verspricht, während derselben als Stellvertreter für ihn treu und redlich in Kriegs- und Friedenszeiten zu dienen, so daß also der Letztere von allem weiteren persönlichen Eintritt in den Militärdienst durch ihn gänzlich befreit wird.

§ 2.

Für die Uebernahme dieser Verpflichtungen zahlt der Hausmann O. Börger die Summe von 200 Thalern Gold, und zwar so, daß derselbe davon die erste Hälfte bei der Einstellung, die letzte Hälfte dagegen erst bei seiner Entlassung erhält.

Es werden jedoch die 200 Thaler Gold sofort bei der Einstellung dem Königl. Garde-Regimente zur Aufbewahrung in einer Summe baar und franco eingesandt.

§ 3.

Sollte jedoch der Vertreter Maack indeß länger als 7 Jahre dienen müssen, so erhält er noch für jedes Jahr, welches er länger dienen muß, den 7. Teil obiger Summe.

§ 4.

Sollte dagegen der Militärpflichtige Börger bei der diesjährigen Einstellung nicht einzutreten brauchen, so ist vorstehender Kontrakt aufgehoben, und Maack erhält eine Entschädigung von 30 Thalern Gold.

§ 5.

Die Kosten der Aufnahme und der Bestätigung dieses Kontraktes trägt der Hausmann O. Börger.

§ 6.

Schließlich soll der vorstehende Stellvertretungs-Kontrakt viermal ausgefertigt, dem Königl. Amte Hagen vorgelegt und dasselbe um Confirmation ersucht werden.

So geschehen Hannover, den 21. April 1852.

Maack, Corporal.

Vorstehender Stellvertretungs-Kontrakt wird in Gemäßheit desselben vom heutigen Tage gerichtlich hierdurch bestätigt.

Hagen, den 1. May 1852.

Königl. Hannoversches Amt.

(L. S.)

v. Sohnhorst.

Der Zittkamp.

Von der Goldbecker Mühle aus gehen wir am linken Ufer des Goldbeck nach Osten. Zur rechten Hand haben wir den Wasserlauf, zur linken den steilen Geestrand. An der höchsten Stelle steigen wir aufwärts. Nun sind wir auf dem Zittkamp.

Das Auge erfreut sich hier einer lieblichen Fernsicht. Es überschaut einen schönen Teil des lüneburgischen Landes. In südöstlicher Richtung liegt, ungefähr 3 Kilometer entfernt, das anmutige Moisburg an der Elbe. Dahinter begrenzen die fernen Hanstedter Höhen den Gesichtskreis. — Auf dem Zittkamp ist ein vorgezeichnetes Hügelgrab an das andere gereiht. Die alten Hünen, die in ihrer unbändigen Kraft keine irdische Gewalt über sich dulden wollten, bombardierten, wie der Volksmund im köst-

lichen Widerspruch mit dem chronologisch Möglichen berichtet, einst vom Zittkamp aus das Moissburger Amtshaus mit Felsblöden; sie hatten jedoch wenig Glück damit, denn die Felsblöcke flogen viel zu weit. Jetzt ruhen die alten wilden Gesellen längst auf dem Zittkamp, während das Amtshaus immer noch steht.

Hier zwischen den Hügelgräbern schlug vor fast 100 Jahren ein junger Minderfer der französischen Militärbehörde ein Schnippchen. Vom Zuge nach Rußland war er mit gesunden Gliedern zurückgekehrt. Kaum hatte er sich etwas erholt, da rührte der Korfe abermals die Trommel und lud auch den Minderfer wieder zur Teilnahme ein; doch dieser gedachte der dringenden Einladung nicht zu folgen. Als zwei französische Gendarmen ihn holen wollten, nahm er französischen Abschied und begab sich nach dem Zittkamp. Hier zwischen den Gräbern der Vorzeit stellten sie ihn. Als er sah, daß an ein Entrinnen nicht zu denken war, setzte er sich an den Sandweg, zog einen Schuh aus, füllte ihn mit Sand und spielte damit wie ein kleines Kind. Unterdessen kamen seine Verfolger heran. Sie begannen ein Gespräch mit ihm, erhielten aber ganz unsinnige Antworten. Nachdem sie noch eine Weile unschlüssig seinem kindlichen Spiel zugeschaut hatten, sagte der eine zum andern: „Ach, laß den Kerl zufrieden; die große russische Kälte hat ihn verrückt gemacht!“

Daß dieser ehemalige Soldat der großen Armee von Moskau nichts weniger als verrückt war, bewies er einige Zeit nachher, als er für einen auswärtigen Bauern, zu dem er sich geflüchtet hatte, mit dem Einspanner eine Kriessfuhr nach Magdeburg leisten mußte. Um das Entweichen der Fuhrleute zu verhindern, hatten die Franzosen sie bei Magdeburg in ein Fort gesperrt. Vor der Brücke stand ein Posten mit geladenem Gewehr, der jeden Ausreißer erschießen sollte. Unser Freund hatte bald ausfindig gemacht, daß der Posten Deutsch verstand. Unauffällig näherte er sich ihm und sagte leise: „Ich weet, datt du scheeten mußt, wenn tener utrieten will; aber süßt du disse duppelten Mark*) in mien Hand? — De is dien, wenn du mi vörbiläst. Ich sett mi ap mien Pärk un jag vöröber. Denn scheet — scheet aber vörbi, an id smiet den duppelten Mark dor up den Sandhümpel!“ — Der Soldat war einverstanden. Der Fuhrmann setzte sich aufs Pferd und sprengte vorüber. Der Posten schoß vorbei, und der Minderfer machte die Bewegung des Wertsens. „Ich höl den duppelten Mark aber mal wiß“, pflegte er in späteren Jahren zu erzählen, „datt he mi so nich ut de Hand flög!“

Wir folgen nun dem Fahrwege, der durch die Wiesen und über die Este ins Lüneburgische führt, und kommen nach fünf Minuten zur Brücke; auch diese Stelle ist der Schauplatz einer schon fast verklungenen Sage.

Die Stimme aus der Este.

In alten Zeiten führte von der Minderfer Gemarkung noch kein Wagenweg über die Este ins Lüneburgische, sondern nur ein Fußsteig schlängelte sich durch die Wiesen zur Grenze, und an der Stelle, wo jetzt Daensen gegenüber die Brücke ist, befand sich ein einfacher Steg. Einst ging ein Minderfer nach Moissburg. Als er mitten auf dem Stege war, rief eine Stimme aus der Este: „Datt Water is noch nich dor, un de Minsch is ok noch nich dor!“ Den Mann erschauerte ein Grauen, da er die unheimliche Stimme hörte. Als er auf dem Rückwege sich schon wieder auf der Minderfer Seite befand, lag hinter einem Erlensbusch ein erschöpfter Handwerksbursche; der bat, ihm einen Schuhvoll Wasser aus der Este zu holen. Als der Handwerksbursche einen Schluck aus dem Schuh genommen hatte, sank er tot zurück.

*) Gemeint ist der Zweidritteltaler oder der Gulden. Namentlich letzterer wurde auf der Stader Geest vielfach als doppelte Mark bezeichnet, während man umgekehrt unsere Reichsmark nach ihrem Erscheinen oft einen halben Gulden nannte.

Große Kulturwerke in Schleswig-Holstein.

Die Jahrhunderte hindurch war die Morsumer Heide in dem dem Festland zugekehrten großen Zipfel der Insel Sylt unberührt. Aber jetzt ist ein großer Wagger angekommen, der mit gewaltigem Eisenzahn die uralte Heide zernagen soll, um Erde und Sand zu gewinnen, die für den Dammbau vom Festland nach Sylt gebraucht werden. 50 000 Kubikmeter Sand werden allein gebraucht für das kleine Ende des Bahndammes, der durch die Wiesen von Norderhöfte führt. Im Frühjahr wird ein zweiter Wagger nach Sylt kommen, um in der Tonentnahmestelle zu arbeiten.

An der schleswigischen Westküste sind große Ceblandkultivierungen im Gange. Den Mittelpunkt dieser großartigen Urbarmachung von Cebflächen bildet das Dorf Dörpum bei Bredstedt, nördlich von Husum. Der Boden um Dörpum enthält viel Mergel, d. h. kohlensaurer Kalk mit Ton, der als Dünger auf kalkarmem Boden verwandt wird. Schon jetzt sind fast 250 000 Kubikmeter Mergel ausgegraben und auf dem Schienenwege auf das Cebland befördert worden. Der Mergel ist in einer Sohle von 6 bis 7 Meter vorhanden, über der zunächst das Erdbreich abgegraben werden muß. Zwei Dampfslüge bearbeiten ständig das Cebland, und große Tellerwalzen wurden herangeschafft. Auf

einem Schienenstrang von 40 Kilometer wird der Mergel in die urbar zu machenden Gegenden befördert.

Zu diesen Kulturarbeiten in Schleswig-Holstein kommen noch einige andere, so ein Bahnbau Bredstedt-Löwenstein und Husum-Flensburg, Eindeichungsarbeiten im Sönte-Rissen-Koog und Schlesen- und Kanalbauten in der Hattstedter Marsch.

He hett sik sneen.

Na nu! Wat is denn dat loß?
De Jung tut in dat grode Börn
Bä — hä! Bä — hä! Nu hür bloß
Mi eener de verneiten Börn!

He kummt. Bä — hä! Wat hestu?
Hestu di in den Finger sneen?
Bä — hä! Bä — hä! Nu lestu
Din ole dumme Brüllen ween!

Wat deistu mit dat Brodmeh?
Nu swieg man still! It hahn Plünn.
Bä — hä! Wenn du dat Puln best,
Kannstu dar ok keen Enn in finn.

Süh sol! Nu is't all beter;
Dat wür jo man so'n Druppen Blot.
Jungs moht nich so'n Geteter.
Nu gah man hin, is allns god.

He geit, bliff bi de Dör stahn,
Belift den Plünn, dat Lot is weg,
Dreht kolt sik üm, kreht as'n Sahn
Und röppt: It snie mi doch 'n Schech!

Heinrich Bellst.

As it no Schol töm.

Alee Tafel, neet Bool,
Sündagstüch un'n Taschendoel.
Broder nöm mi bi de Hand:
So, nu geit int frömmen Land!
Nennertwegs bedach it mi.
Wieder will it nich mit di!
Numps, dor tröp it in den Sagn;
Bro'er fung glik an to tagn.
Aber: it dach: Hol di fah!
Arm un Been dwer un dwah.
Broder segg: Glits is dat s,
Un denn gift dat bösen Krach.
Aber garniks kunn mi oriven,
Free un ledlig wull it bliven.
Wöller weet he, as wi dull,
Kreeg mi richtig bi de Wull.
Aber it seet fah un stief,
Höl den Broder mit von'n Giew.
Dat ha use Mudder sehn,
De hölpt mi denn in de Been.
It heet sehn dat frömmen Land:
Da veel Holt un drögen Sand

Heinrich Bellst.

Alphorismen.

Wenn's die Menschen jußt, suchen sie sich gern einen andern,
um ihn zu kragen.

*

Is't der Ventel zu leicht
Und der Kasten leer,
Dann hört man gewöhnlich,
Die Zeit sei schwer.

*

Manches Unglück würde schneller wieder verschwinden, wenn
ihm die Leute nicht gleich einen Stuhl hinstellten.

Plattdeutscher Humor.

De Kreditsupp. Krishon Kattum lett sik in'n Keller an'n Hoben
en Teller Kreditsupp geben. He itt en Lipel vull, preuvt mol recht
nipp to — denn seggt he to den Wert: „Segg mol Jan, dat heet bi
di Kreditsupp? Dor is jo nich en Spur von Kreet in!“ — „Da's
mol Stud Enad“, seggt de Wert. „Wenn Du Di'n Hunnen-
lofen kofst — meent, dat se dor en Hund rinbakt hebbt?“

Die Bekannten. „Segg mol, du heest doch Buddelhufen kennt?“
— „Ne.“ — „Nicht? Den heest nich kennt?“ — „Ne.“ — „Na, ober
Paddelmann, den mußt du doch kennt hebben?“ — „Ne.“ — „Na,
heur mol! Paddelmann heest ool nich kennt?“ — „Ne. Denn heest ic
Buddelhufen noch eher kennt, as Paddelmann.“